

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 69.

Mittwoch, 22. März.

1916.

(15. Fortsetzung.)

Sintje.

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Klara Gehraß.

(Nachdruck verboten.)

In den wenigen Minuten aber, die sie zu warten hatte, überstürzten sich in ihrem Herzen mit den ungleichen Schlägen die anklagenden Erinnerungen. Aus ihrer frühesten Kindheit, so weit sie nur zurückdenken konnte, fielen ihr Augenblicke ein, wo sie sündhaft gesprochen und böse gehandelt hatte. Aber alles, alles mußte sie sagen, nicht das kleinste Sündlein durfte sie verschweigen, sonst betrog sie schändlich den lieben Gott, war nicht wert, in seinem Hause zu knien, seine Hilfe für ihr zukünftiges Leben zu erlangen und seine rettende Hand zu fassen.

Die anderen, die heute vor dem Beichtstuhl gekniet hatten, waren alle nach kurzer Zeit wieder aufgestanden, aber bei ihr würde es lange dauern.

Nun regte sich das beichtende Weiblein, und Sintje ging auf unsicheren Füßen hinüber, half der Alten bei dem schwerfälligen Aufstehen und schmiegte sich dann selbst an die noch warme Holzwand.

Noch ein Beichtkind? Der Priester, der schon lange geduldig in seinem engen Stuhl gesessen hatte, mußte eine Regung der Ungeduld nieder kämpfen. Es waren ihrer heute so viel gewesen. Er hatte heute einen alten Freund zu sich zum Abendessen geladen und hätte um diese Zeit schon wieder daheim sein sollen. Die Haushälterin hatte es ihm bei seinem Fortgehen noch eingeschärft, pünktlich heimzukommen, da der junge Puter nicht über die Zeit schmoren dürfe. Nun schlich es sich schon wie köstlicher Praterdunst in das vorahnende Gemüt des wohlbeleibten Herrn.

Noch eine! Aber er nahm sich zusammen und machte geduldig das Kreuzeszeichen auch über dieses überzählige, verspätete Beichtkind. Möchte sie es kurz machen!

Sintje aber machte es nicht kurz. Sie sah von dem Priester nichts, nur fühlte sie durch das Holzgitter seine Nähe, die ihr andächtige Schauer ins Herz jagte, als ob der liebe Gott selbst ihr sein Ohr leihe. Denn zu Gott redete sie ja. Treuherzig und ausführlich wie ein gewissenhaftes Kind beichtete sie ihr ganzes bisheriges Leben herunter.

Der Beichtvater hörte ihr beklommen zu. Da er die große Jugend des Mädchengesichts nicht deutlich zu erkennen vermochte durch das Gitter, befürchtete er, die Beichte werde bis in die Nacht hinein dauern, wenn die Beichtende fortfahre, ihr Leben mit dieser Ausführlichkeit weiter zu schildern. Doch jetzt war sie schon bei dem Punkte angelangt, bei dem die beichtenden Mädchen alle in ihrer flüchtigen Rede stockten und leiser flüsterten: „Weil ich ihn so lieb hatte...“

Die alte Geschichte. Unzähligmal hatte der Priester die tränenreiche innige Beteuerung schon vernommen. So wollten sich die törichten Kleinen Mädchen immer herausreden: Weil ich ihn so lieb hatte! Als er noch jung und voll Eifer war, hatte es ihm immer in die Seele gegriffen, und er hatte Fragen gestellt voll brennenden Mitleids, menschlich neugierige Fragen. Jetzt war er längst abgestumpft und unbeteiligt ruhig

geworden, wie sich's für einen Priester ziemte. Es ist immer dieselbe Geschichte, und er hat dieselben Antworten und Mahnungen immer bereit.

„Du hast, meine arme Tochter, gesündigt gegen das Gebot der Keuschheit. Du hast mit deinem Leben ein Argernis gegeben deinen Mitmenschen. Du hast die leitende Hand der Kirche verlassen. Du hast Gott beleidigt und die christliche Kirche. Vereuen mußt du und outmachen. Die Sünde, die du dir auf sündigem Wege erworben hast, sollst du zum Opfer bringen.“

„Mon père, ich besitze keine Sünde mehr“, flüsterte Sintjes gebrochene Stimme. „Nur was ich am Leibe trage und das Büchlein in meiner Tasche gehört mir zu eigen.“

„Zeig mir das Büchlein“, verlangte der Priester. Und Sintje reichte ihm das Testamentchen durch das kleine Schiebefenster hinein.

Der Priester schüttelte den Kopf.

„Hast du viel darin gelesen?“

„Ich habe nichts darin gelesen, mon père, als die Namen auf dem ersten Blatt.“

„Es ist gut, meine Tochter. Das Büchlein ist nicht für Laien geschrieben. Ich werde es dir gegen eins unferer Gebetbücher umtauschen.“

„Mein Buch? Sie wollen mir mein Buch nicht wiedergeben?“

Sintje vergaß den Ort, an dem sie kniete, und die ganze Feierlichkeit des Augenblicks. Laut, mit erregter Stimme hatte sie die Frage getan.

„Geben Sie mir mein Buch zurück, bitte, mon père, es ist mir sehr lieb!“

„Warum dieser Eifer? Du bekommst das Buch nicht zurück, es ginge wider mein Gewissen, dir das Büchlein der Reher wieder in die Hand zu geben.“

„Ich will aber mein Buch wieder haben!“ rief Sintje hart und grell. Sie wußte auf einmal, wie ihrer Großmutter zumute gewesen sein mußte, als sie ihr das Haus, das doch ihr Eigentum war, abriß. „Geben Sie mir das Buch! Ich hab's in Ehren geschenkt bekommen, es ist mein Eigentum! Das Buch will ich wieder haben, monsieur le curé“, schrie sie böse. „Alles andere können Sie dafür behalten, meine ganze Seligkeit meinetwegen, aber mein Buch, das will ich zurück haben!“

Die weiße glatte Priesterhand reichte das Testament durch die Lücke zurück. Die Andächtigen waren aufmerksam geworden durch Sintjes unheiliges Gekreisch und sahen neugierig zu dem Beichtstuhl herüber. Der Priester zog die Stirn kraus.

„Geh jetzt! Verstockt und eigensinnig bist du, keine Sühnende und Vereuendel! Ich kann dir die Absolution nicht erteilen. Geh hin und bessere dich.“

Ehe sie noch aufgestanden war, trat der Priester schon aus dem Beichtstuhl heraus und ging über die Steinfliesen eiligen Schrittes in die Sakristei.

Sintje starrte ihm mit brennenden Augen nach, wie er so schnell ausschritt, daß ihn die Stola umflatterte.

Verlassen stand sie da. Sie sah sich rings um. All das Dünke, Geheimnisvolle starrte sie fremd an. Das ehrfürchtige Gefühl, daß sie vor kurzem erfüllt hatte, war von ihr gewichen, sie spürte Gottes Nähe nicht mehr.

Was hatte sie hier gewollt? Sie gehörte nicht hierher. Weiter, Fintje, weiter!

Langsam ging sie über die hallenden Steinfliesen der Ausgangstür zu. Die Heiligen in den Nischen und über den Seitenaltären sahen kalt und leblos auf sie herunter. Sie mußte an den Christus des Volkshauses denken, an sein sprechendes, schönes, ernstes Gesicht mit den traurigen Augen. Dabei kam es über sie wie Heimweh. Ach, wenn der lebendig wäre, wie sie sich das als kleines Kind einst eingebildet hatte, so wäre sie zu ihm beichten gegangen, der hätte sie gewiß nicht weggeschickt!

Die Kirche aber schickte sie fort. Gehe hin und bessere dich!

Draußen war es schon Nacht geworden. Nun bog sie doch in die alte Hoogstraat ein, es würde sie keiner in der spärlichen Beleuchtung erkennen.

Sie aber erkannte alle Dinge wieder. Die Häuser, die alten Türen, die Wirtshauschilder, den Geruch von getrockneten Fischen, die unharmonischen Stimmengeräusche, die den niederen Schichten entströmten, die unsicher daherschwankenden Gestalten.

Da war das Haus der Madame Gérard. Vor dem Fenster standen noch die bunten Glaskübeln mit den verschlungenen Stielen der Wasserrosen, die sie einst so bewundert hatte. Ein matter Lichtstrahl strömte durch den Spalt der Tür, die zum Atelier führte.

Es war eine schöne Zeit gewesen, wie sie da zusammengeessen und genäßt und sich alle heimlich nach einem kommenden großen Glück gesehnt hatten. Breit und dunkel stand der Kamin vor dem einzigen Fenster, und sie sangen vom Frühling und von der Liebe und glaubten alles, was sie sangen. Die große, hochmütige Truitje und die hübsche Nelle. Das schwindsüchtige Köschchen war wohl schon längst gestorben. Und die Verta aus dem „Heiligen Geist“, deren Vater im Zuchthaus und deren Mutter schlecht war! Und die bucklige, kleine Belöke? Hatte das Loben seine schweren Bürden auch auf deren schwächliche Schultern gelegt? O ja, sicher seine aller schwersten! Arme, verachtete kleine Belöke!

Fintje vermochte nicht länger ihren grübelnden Gedanken nachzuhängen. Zu lärmend war's um sie her. Es war Montag. Die Marolliens machen gern blauen Montag. Sie sind noch vom Sonntag her trunken, und ihre Stimmen sind heiser von dem vielen Niederabschreien, und ihre Augen blutunterlaufen von dem Fieber, das ihnen der Branntwein in die Adern jagt. Unzurechnungsfähig und roh wie die Bestien sind auch die Gutmütigsten unter ihnen.

Fintje fürchtete sich. Früher hatte sie über die tölpelhaften Bewegungen der Betrunkenen gelacht und hatte sich geschickt durch ihre Reihen gezwängt und sich in all dem lärmenden Trubel heimisch gefühlt. Aber jetzt hatte sie zu lange in der stillen Vorstadtstraße gewohnt und war all des miltönenden Lärms entwöhnt. Der Umgang mit Nens hatte ihr Empfinden verfeinert, so daß sie sich nun verlassen und geängstigt fühlte unter den Marolliens. Jetzt war sie nirgend's mehr daheim, nicht im vornehmen Brüssel, nicht im Quartier des Marolles.

Das unmanierliche Treiben verwirrte und beleidigte sie, sie wußte nicht, wie sie an der langen Kette von Arbeitern vorüberkommen sollte, die sich eingehakt hatten und grölhend daherkamen, die ganze Breite der Straße einnehmend. Wie hatte sie das früher nur angestellt? Und war es nicht, als merkten es alle hier ihr an, wie scheu und unheimlich ihr zumute war? Starrten sie nicht alle nach ihr wie nach etwas Fremdem, Ungewöhnlichem?

Der Letzte in der Reihe erhaschte Fintje beim Armel und starrte blöde in das weiße Gesicht und auf die leuchtenden Haare, die über der lumpigen Kleidung doppelt ins Auge fielen. Mit einem grellen Schrei riß sie sich

los. Sie lief jetzt wie ein gehektes Wild, und ihre Augen irrten suchend über die alten Häuser, zur Rechten und zur Linken der Straße, ob sich ihr nirgend durch ein Wunder eine Zuflucht böte, irgendein versteckter, stiller Winkel, ein bergender Unterschlupf.

Düster sahen die Häuser in der schlechten Nachtbeleuchtung auf sie herab. Nur eine Inschrift in Goldbuchstaben hielt Fintjes suchenden Blick fest: God is liefde und darunter in schwarzen Buchstaben: Asile de Nuit. Von dem Grau der Hauswand hob sich die goldene Inschrift ab wie ein Sonnenstrahl. Gott ist die Liebe. Wie eine krasse Büge starrten die Worte in all das menschliche Elend hinein. Aber Fintjes Augen kamen nicht mehr los davon.

Wenn's auch eine Büge war, weckte sie doch Hoffnung auf helfendes Erbarmen. Und dieses altersgraue, armselige Haus erschreckte nicht durch Feierlichkeit und stolze Sauberkeit, der abgerissenste Arme empfand keine Scheu, hier einzutreten.

Oben aus der Schenke sah sie wieder einen Knäuel Betrunkener herausgestolpert kommen, da stürzte sie zu dem Haus hinüber mit dem goldig glänzenden Versprechen und riß an der Hausglocke. Als sich die Tür eine Spalte öffnete und sie eine Frau dahinter gewahrte, drängte sie sich eiligst hinein.

„Dahinten kommen sie, ich fürchte mich“, leuchtete sie atomlos.

Das durchgeistigte Gesicht einer Frau in Heilsarmetracht sah auf das geängstigte Mädchen herab. Sie hielt die Tür zu, bis die lärmende Schar vorübergezogen war.

„So, Kind, nun ist der Weg wieder frei, nun lauf heim, was du laufen kannst!“

Fintje sah enttäuscht, verzweifelt zu ihr auf. „Ich habe kein Heim, wo ich hinkommen könnte“, sagte sie heiser. „Ich habe hier bleiben wollen die Nacht.“

„Das Nhl nimmt nur Männer auf, mein liebes Kind.“

Fintje blieb noch einen Augenblick stehen. „Vérecuse“, sagte sie dann leise und schickte sich an, wieder weiter zu gehen — weiter, bis sie hinfiel und ein Schuttmann sie aufhob, aber bis —

Aber die Frau, die das Gesicht der Abgewiesenen beobachtet hatte, hielt sie noch am Arm zurück.

„Komm nur wieder herein, so lasse ich dich nicht fortlaufen“, sagte sie, und während Fintjes schwarze Augen sie verständnislos anstarrten, zog ein feines Näckeln über ihr Gesicht. „Du bist mir in den Weg gelaufen, nun gehörst du mir.“

Fintje hatte den geheimen Sinn der Worte nicht herausgehört, wohl aber die Güte im Klang der Stimme dieser fremden Frau und schaute nun in verwunderter Dankbarkeit zu ihr auf.

„Wenn wir im Schlafsthl auch nur Männer aufnehmen, so kann ich dich in meiner Stube unterbringen.“

„Aber Geld hab' ich keins zum Bezahlen.“

„Und brauchst auch keins als mein Gast. Komm, du bist wohl müde und schlafbedürftig.“

Ja, müde war sie, und sie ließ sich willig an die Hand nehmen und in ein stilles, kleines Zimmer führen. Sie sah nun zu, wie die Frau in der Uniform der Heilsarmee mit der sanften Stimme und dem feinen, gütigen Gesicht ihr alles zur Nachtruhe bereitete. Sie ließ sich ihre vertragenen Kleider abstreifen, den Haarnoten lösen und von lieblosender Hand die lange, weiche Saarmähne säften. Sie wurde durch keine Frage gequält, ein müder, wohliger Traumaustand empfing sie bei dieser stimmigen, mütterlichen Sorglosigkeit.

Die Freundliche, die an ihrem Bett saß, verlangte keine Beichte und drängte sie nicht mit Worten zu irgendeiner Besserung. Sie streichelte nur sanft Fintjes Hand, und Fintje, der nie ein Frauenstreicheln die ungestüme Seele berührt hatte, hielt dankbar und verwundert still. Und endlich riß sie aus eigenem Triebe die böse Herzenswunde auf, die ihr so bittere Schmerzen machte, und hielt sie der mütterlichen Pflegerin hin: „Sieh, so ist mir geschehen!“ Und die Verständige, Mit-

leidige, die ihr mit dem lebendigen Interesse der Mitfühlenden zugehört hatte, legte ihre kühlende Hand darauf.

„Schlaf nun, Kind. Schlaf du jetzt, ich lasse deine Hand nicht los!“

Auch am folgenden Tage wurde Fintje noch nicht weiter gejagt. Wie der Ertrinkende ans Rettungstau, so klammerte sie sich jetzt an die neue erfahrene Freundin, die sie Mère Marie hießen. Und zaghaft versuchte ihr ungezügelt kleines Selbst sich einzutasten in diese sichere Frauenseele.

Achtes Kapitel.

Es war etwas geschehen. Die Kunde des sensationellen Ereignisses kam eilig und eifrig die Vooghtstraat heraufgelaufen.

Der Domke, das kleine Puppenontelchen, hat auf einen Herrn vom Gericht geschossen. Der Sozialist hat einen der verhassten Reichen erschossen. Néele, Papa Loone's Sohn, hat auf offener Straße auf den Staatsanwalt Jean de Groot geschossen. Néele ist gleich verhaftet worden. — Fintje stand schon unten auf der Straße und horchte auf das Schreckliche und fragte und verstand sogleich. Jean de Groot, das ist der Name, der vorn in ihrem Büchlein steht. Domke hatte auf seinen alten Feind, auf Jan l'Grand, geschossen!

Wunderlicherweise galt ihr erstes mitleidvolles Entsetzen nicht dem Erschossenen, sondern dem Übeltäter, Domke, den sie schon verhaftet hatten und mitleidlos verurteilen müßten.

Wußte Papa Loone das Schreckliche schon? Würden sie jetzt nach dem Bouchenelleseller laufen und es dem Ahnungslosen ins Gesicht schreien: „Der Néele ist als Mörder verhaftet worden!“

Papa Loone ist immer auf den gebildeten, dichten Sohn stolz gewesen und hat große Hoffnungen auf seine Zukunft gesetzt. So von der Straße her, so rücksichtslos durfte der harte Schlag ihn nicht treffen. Sie mußte den Leuten allen zuvorkommen, sie selbst mußte es Papa Loone liebevoll, schonend beibringen, sie, die mit Domke aufgewachsen und freundlich gehalten worden war wie seine Schwester. Papa Loone war der Gespielmännchen seines Sohnes immer zugetan gewesen. Nur sie durfte ihm von Domkes Unglück sagen. Nur sie.

Fintje lief noch schneller als das Gerücht nach dem alten Windengang.

Vor dem Bouchenelleseller sammelten sich schon Menschen an, aber es hatte sich noch keiner hineingetraut, dem Vater die böse Nachricht zu verkünden.

Papa Loone war nicht in der Schenkstube. Oben in Domkes Zimmer stand er vor dem Tisch mit einer Anzahl Marionetten im Arm, die er den geschickten Händen des Sohnes überantworten wollte. Er stand im freundlichen Lichtkreis der grünbeschilderten Lampe.

Fintje aber durfte nicht zögernd unter der Tür stehen bleiben. Sie mußte es gleich und vorsichtig sagen.

„Papa Loone, draußen sprechen sie von deinem Sohn. Er hat gehandelt, wie es einem überzeugten — er ist dazu getrieben und außerloren worden — die anderen hatten wohl alle nicht den Mut dazu, aber Domke, der hat es getan, der hat Mut“, stotterte Fintje. Aber ach, sie mochte es nun einkleiden, wie sie wollte, einmal mußte sie es doch deutlich sagen: „Domke hat einen vom Gericht erschossen und ist darüber verhaftet worden.“

Und der gutmütige, immer vergnügte und geschwätzige Papa Loone ließ seine Puppenkinder achlos aus seinen Armen zu Boden fallen und verstand von all ihren schönen Reden auch nur das eine wahre Wort. Sein Domke war ein verhafteter Mörder.

Fintje mochte ihm die zitternden Hände streicheln und das tränennasse Gesicht an ihn schmiegen und ihn töchterlich lieblos, soviel sie wollte, das Schreckliche konnte sie nicht wegtrösten. Der Alte wunderte sich gar nicht, daß sie es war, die ihm die Nachricht brachte und mit ihm weinte. Bei Domke standen jetzt alle seine Gedanken still.

Da trat jemand unter die Tür.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Heine und die Baronin Betty Rothschild.

(Aus unveröffentlichten Briefen.)

Die Beziehungen Heinrich Heines zu Baron James und Baronin Betty Rothschild, die bereits durch die erfolgte Herausgabe unveröffentlichter Briefe des Dichters auf interessante Weise beleuchtet wurden, erfahren durch neue ungedruckte Briefe des Dichters, die der verdienstvolle Heineforscher Professor Friedrich Hirsh in einem Aufsatze der „Deutschen Rundschau“ veröffentlichte, eine bedeutsame Erklärung und Ergänzung. Die Baronin Rothschild war in ihren Beziehungen zu Deutschlands größtem Lyriker nur durch das schöne Gedicht „Der Engel“ bekannt geworden, in dem Heine die geliebte und verehrte Frau besang. Man wußte nur, daß Heine in seinen schlimmen Tagen von der Baronin materielle Hilfe erhielt; die ideellen Beziehungen des Dichters zu der Bankiersfrau treten erst in dem Briefwechsel eindrucksvoll zutage. Die Briefe lehren uns, daß Heine lange Zeit in starker geistlicher Abhängigkeit von der schönheitsdürstigen Gattin des Pariser Rothschild stand. Die Einzelheiten, die durch die bereits bekanntgegebenen Briefe vermittelt wurden, erfahren durch den nunmehr gedruckten letzten Teil der Korrespondenz eine vertiefte Bestätigung. Die Briefe stammen aus Funden, die in den Archiven der Pariser Rothschilds gemacht wurden; das wichtigste Schreiben aber, das in Paris nicht aufgefunden werden konnte, befand sich im Archiv des Wiener Hauses Rothschild. Und erst jetzt erscheint es möglich, das Verhältnis zu den Pariser Rothschilds in seinem vollkommener Zusammenhang zu betrachten. So vermag man dieser bisher unbekanntes Liebesgeschichte Heinrich Heines nachzugehen, einer Geschichte, die das Gefühlleben des großen Dichters der Liebe von seiner stärksten und reinsten Seite zeigt. Wie hoch die Baronin Betty von Heine in gleicher Weise als Mensch und Dichter dachte, geht aus einem Brief hervor, den sie am 29. Juni 1835 schrieb und der sich auf die Herbe der Sprachlehrerin ihrer Tochter, Fräulein Wosse, bezieht, die voller Begeisterung Heine aufgefordert hatte, doch bald mit einem neuen Werk an die Öffentlichkeit zu treten.

„Die Witte“, schreibt die Baronin, „die sie Fräulein Wosse an Sie gewagt, muß Ihnen, werter Herr, ein sprechender Beweis Ihres so allgemein anerkannten Verdienstes sein. Möge diese Überzeugung, welche edles Selbstgefühl in Ihrem Herzen erwecken muß, uns die reichen Blüten Ihres Geistes, womit Sie unsere liebe vaterländische Literatur zu schmücken wissen, immer schöner und glänzender entfalten und mir dadurch die stets neue Freude gewähren, Ihnen fernere geistige Genüsse zu verdanken. Ihre freundliche Erinnerung und die ganze und schmeichelhafte Weise, auf welche Sie sie mir ausgedrückt haben, erweget meinen innigsten Dank. Schon lange haben wir, das Vergnügen, Sie zu sehen, entbehrt, erfüllen Sie daher bald Ihr freundliches Versprechen, uns zu besuchen und unsere ländliche Stille durch Ihren heitern Geist zu beleben.“ Das Interesse, das der Wiener Rothschild, Anst. an Heine nahm, zeigt sich in einem anderen Schreiben der Baronin Betty: „Wollen Sie uns, lieber Dr. morgen das Vergnügen machen, im kleinen Familienkreis unser angenehmer Tischgenosse zu sein! Mein Bruder Anselm, ein äußerst geistreicher und gebildeter Mann, hegt den sehr natürlichen Wunsch, den lebenswürdigen Verfasser der Reifebilder persönlich kennen zu lernen. Indem ich seinem Wunsche zu willfahren suche, finde ich auch Gelpenheit, meinen eigenen Egoismus zu befriedigen, kommen Sie also ja, lieber Dr., denn Sie wissen, wie höchst willkommen Sie uns stets sind.“ An sein Schmerzenslager gekehrt, suchte Heine die verehrte Frau durch Übersendung der Buchausgabe seines „Atta Troll“ zu erfreuen. Die folgenden Zeilen aus einem Dankbrief der Baronin, der vom 19. Mai 1847 — dem Jahre des Erscheinens des „Atta Troll“ — datiert ist, beziehen sich auf diesen Beweis seiner Wertschätzung für die ebenso geist- wie gemüthvolle Frau: „Ihr freundliches Andenken“, schrieb die Baronin, „hat mich tief gerührt, Sie, den ich erst kürzlich so schwach, so erdrückt von Leiden gesehen, geboren meiner noch mit so freundlichem Sinne; und Ihre Dichtergabe, trotz allen Anstrengungen dieses heftigen physischen Uebels, ergreift vor mir in garden Worten poetischer Empfindung schöne Träume Ihrer idealen Welt. Gestatten Sie mir, werter Herr, daß ich mich in Dank zuerst an Ihr Herz, das mir diese Freude bereitet, dann aber an Ihre glänzende schöpferische Hand wende“

wende, die mich so reich geschnitten hat. Sie wollten wohl nicht das Maß meiner Gefühle steigern, sonst hätten Sie mir gewiß ein Wörtchen über Ihre Gesundheit, die mir einen so wahrhaften Anteil einflößt, berichtet. Ich hoffe, werter Herr, daß es Ihnen besser ergeht, Ihre heitere Laune gibt mir dieses Vertrauen; und an dem so lebendig sprudelnden Borne Ihres Geistes muß wohl auch der Körper wieder erstarren. Ich werde „Atta Troll“ sogleich lesen und mich gewiß daran ergötzen.“ Die Reinheit der Gefühle aber, die die Baronin dem gesegneten Dichter und vom Schicksal heimgefuhrten Menschen Heine entgegenbrachte, erblickt aus den Beilen, die sie am 29. Mai 1849 als Antwort auf ein Konvaleszenzschreiben Heines in die „Matratzengruft“ bringen ließ. „Der freundschaftliche Ausbruch“, heißt es am Anfang, „Ihres stets wohlwollenden und sympathischen Gefühle hat mich um so tiefer ergriffen, als Sie, werter Herr, von physischen Leiden gemartert, mehr als irgend jemand das Vorrecht hätten, anderer zu vergeßen, um dem eigenen Wege nachzuhängen. Aber es war ja von jeher das edle Privilegium höherer Geister, sich über eigene Quagmala zu erheben, um menschlich mit Menschen zu fühlen, und es kann mich daher von Ihrer Seite nicht erstaunen, tief rühren aber muß es mich wohl, daß Sie mich in der geringen Zahl jener einbegreifen, die Ihrem geehrten Andenken nahe geliebt sind; und sich Ihrer Freundschaft noch erfreuen.“ Und zum Schluß: „Lassen Sie mich hier einen herzlichen Wunsch, ein inniges Gebet für die baldige Linderung Ihrer Leiden aussprechen. Möge Gottes Güte Sie körperlich heilen, wie sein himmlischer Schutz ja schon reine Klarheit über Ihre Seele verbreitet.“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Kleist und Hindenburg. Mit guten Gründen hat man den neuen Marschall Vorwärts Hindenburg als die Verkörperung des alten Preußengeistes bezeichnet. Da dürfte es von allgemeinem Interesse sein, darauf hinzuweisen, daß der Dichter, den wir am meisten als Preußendichter ansprechen können, Heinrich von Kleist nämlich, mit einem Vorfahren unseres großen Volkshelden in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hat. Auf diese bisher wenig beachtete Episode im Leben des Dichters, die für seine Entwicklung nicht bedeutungslos war, macht Alfred Heinrich im Archiv für das Studium der neueren Sprachen aufmerksam. Auf einer mit seiner Schwester Ulrike unternommenen Reise lernte Kleist in Leipzig den Professor der Mathematik Karl Friedrich Hindenburg kennen, den Begründer der „kombinatorischen Analysis“. Ulrike erzählte später, daß der berühmte Gelehrte den Bruder sehr freundlich aufgenommen und mit Gefälligkeiten überhäuft habe, die beiden Männer hätten einander liebgewonnen und Hindenburg habe sich große Erwartungen von Kleists Reise nach Paris und seinen künftigen Leistungen gemacht, ihm auch Empfehlungen mitzugeben. Kleist selbst bekannte, daß ihm der Professor wie ein Vater so ehrwürdig gewesen sei. In Paris wurde freilich aus den mit Hindenburg besprochenen mathematischen Studien nichts. Aber Kleist entschloß sich doch, als er im März 1803 wieder in Leipzig war, den verehrten Mann wieder aufzusuchen, wenn es ihm auch peinlich war, dessen Hoffnungen enttäuschen zu müssen. Aber diesen Besuch berichtete er an seine Schwester: „Vorgestern fuhr ich ein Herz und ging zu Hindenburg. Da war große Freude. „Nun, wie steht's in Paris um die Mathematik?“ — Eine alberne Antwort von meiner Seite und ein trauriger Blick zur Erde von der seinigen. — „So sind Sie bloß herumgereist?“ „Ja, herumgewirrt.“ Er schüttelte wehmütig den Kopf. Endlich erbot er sich von mir, daß ich doch an etwas arbeite. „Wovon arbeiten Sie denn? Nun! Kann ich es denn nicht wissen? Sie brachten diesen Winter bei Wieland zu; gewiß!“ Und nun fiel ich ihm um den Hals und herzte und küßte ihn so lange, bis er lachend mit mir übereinkam: „Der Mensch müsse das Latein ambauen, das er in sich vorherrschend fühle.“ Kleist arbeitete damals an seiner Tragödie „Robert Guiskard“, war aber von den schlimmsten Zweifeln über seine dichterische Sendung geplagt; da tat ihm das Verständnis des väterlichen Freundes besonders wohl.

Eine französische Schilderung der Schlacht bei Verdun. Ein französischer Kraftwagenfahrer schildert in der „Stampa“ in anschaulicher Weise die Eindrücke, die er von den letzten Kämpfen in Frankreich empfing: „Ich legte einige hundert Meter zu Fuß zurück“, so berichtet er, „und kaum hatte ich die Höhe des Hügel erreicht, da begann bereits das Schauspiel. Die Artillerie donnerte. Das Einschlagen der Geschosse wurde durch mächtige Erdaufwirbelungen sichtbar. Das ganze Amphitheater war in einen Rauchschleier gehüllt, der häufig von einem schnellen Wind zerrissen wurde, die Artilleriegeschosse schwirrten wild durch die Luft, und dieser Ton wurde von höllischem Knattern gefolgt. Im Hintergrunde der Szene sah man nichts als den erschütterten Boden, der oft in die Luft gewirbelt wurde, als wenn es Sano wäre und sich beim Einschlag der Granaten ähnelnd öffnete und in totnzige Teile zersprengt wurde, gerade so, als wenn die eisernen Hände eines Riesen sich mit diesem entsetzlichen, zerstörenden Spiel die Zeit vertrieben. . . . Plötzlich wird in dem Tal links eine schwarze Masse sichtbar: es war die menschliche Mut, die langsam, langsam herankam und sich wie eine Schlange ausdehnte. Der Feind ging vorwärts. Zuerst konnte ich nicht anderes sehen: wie die allgemeine Bewegung der Massen; dann stellte ich Einzelheiten fest. Das heftige Kriechen der Geschosse, das behäufte Lach-Lach der Mitraillenläusen erklang in tausend verschiedenen Tönen. Ein wahres Höllekonzert erklang ringsum mich her. Es war, als ob ein grauenvolles Ballet von einem entsetzlichen Dämon inszeniert worden wäre. Die Einschläge folgten im gleichmäßigem Rhythmus. Die deutschen Soldaten gingen, dicht aneinandergedrängt, vor, immer in Reih und Glied, trotz des furchterregenden Orchesters, das dazu bestimmt war, sie zu vernichten, trotz des bedrückenden Lärmens der Geschosse, die sie unter ihrem Erz hätten vergnügen und sie in eine wilde Panik hätten bringen sollen.“ (Genf. Wn.)

Das Kriegstheater der italienischen Futuristen. Wer sich noch aus Friedenszeiten an die Berichte über die Heldentaten der Madambande italienischer Jünglinge, Futuristen genannt, erinnert, wird sich nicht darüber wundern, daß der berühmte Mailänder Futuristenführer Marinetti und seine Genossen zu den ungeberdigsten Kriegsschreibern in Italien gehören. Verwunderlicher aber ist es, daß alle die so kampfmütigen Futuristen an keinem Punkt der italienischen Front anzutreffen sind. Wie das „Journal des Débats“ mitteilt, haben Marinetti und Kollegen beschlossen, ihren Vaterlande auf dem jedenfalls gefährlicheren Wege der futuristischen Kunst zu dienen. Sie schlossen sich zu einer Theatertruppe zusammen, die alle größeren Städte Italiens mit ihren Gastspielen besucht. Das höchst merkwürdige Unternehmen, „Synthetisches Theater“ genannt, bezieht sich in seinen Darbietungen der äußersten Kürze. So z. B. nimmt ein Stück über die Lügenhaftigkeit der deutschen Nachrichten den folgenden Verlauf: Ein Schauspieler erscheint, in der einen Hand einen Revolver, in der anderen eine deutsche Zeitung. „Soll ich die deutsche Zeitung lesen oder mich erschießen?“ ruft er aus, worauf er nach kurzem Bedenken den Selbstmord wählt. Ohne den italienischen Kunstinteresse zu nahe zu treten, drängt sich doch die Frage auf, ob so viel Selbstenhaftigkeit nicht besser an die Front gehörte?!

Ein Café 150 Meter unter der Erde. Die Grubenverwaltung in Grängesberg (Schweden) hat, wie das „Svenska Dagbladet“ berichtet, 150 Meter unter der Erde, nahe dem Karl-Johans-Schacht, ein Café einrichten lassen, in dem die Grubenarbeiter während ihrer Freistunden Maßzeiten einnehmender und Erfrischungen erhalten können. In diesen Tagen ist das Lokal fertig geworden, und es wird von den Arbeitern fleißig besucht. Es liegt an einer Zentralstelle inmitten des Berges und wird durch 100 elektrische Lampen erleuchtet. Groß und geräumig, 14 Meter lang und 5 Meter breit, mit elektrischer Heizung versehen, bietet es einen beschaglichen Aufenthalt. Die Decke ist weiß und die Wände haben eine bräunliche Färbung. Tische und Stühle befinden sich längs den Wänden. In der Nähe des Cafés hat die Grubenverwaltung auch eine Schmiede im Berge einrichten lassen, ein sehr seltener Fall in Gruben. In dieser Schmiede befinden sich zwei Maschinen zum Schärfen der Bohrer, wodurch man der Mühe entgehen ist, die Bohrer aus der Grube hinauszuschaffen.